

Sabine Biebl, Verena Mund, Heide Volkening (Hg.)

WORKING GIRLS

Zur Ökonomie von
Liebe und Arbeit



καδμος

Working Girls

copyrights

Herausgegeben von Dirk Baecker und Elmar Lampson
Universität Witten/Herdecke, Fakultät für das Studium fundamentale

Band 21

»Bitte nie sagen, ›das ist langweilig, das kenne ich schon‹. Das ist die größte Katastrophe! Immer wieder sagen, ›ich habe keine Ahnung, ich möchte das noch einmal erleben‹.« (Heinz von Foerster)

Unter diesem Motto Heinz von Foerstes steht die von Dirk Baecker und Elmar Lampson herausgegebene Buchreihe »copyrights«. Der Titel ist Programm. Die Buchreihe greift Themen aus Wirtschaft und Politik, Wissenschaft und Kultur, Kunst und Erziehung auf und kopiert sie in Texte, Interviews, Bilder und Töne, um herauszufinden, ob unsere Kopierverfahren uns nicht längst in die Irre führen. Aus der Art und Weise, wie wir von den Kopien, auf die wir uns berufen, abweichen, leiten wir unsere Rechte ab. Aber woher wissen wir, ob nicht die Abweichung die treueste Kopie ist?

Sabine Biebl, Verena Mund, Heide Volkening (Hg.)

Working Girls

Zur Ökonomie von Liebe und Arbeit

Mit Beiträgen von

Sabine Biebl, Stefan Hirschauer, Rembert Hüser,
Annette Keck, Helmut Lethen, Maren Möhring,
Inka Mülder-Bach, Verena Mund, Ralph J. Poole,
MaryAnn Snyder-Körper, Ilke Vehling
und Heide Volkening

Kulturverlag Kadmos Berlin

Die Deutsche Bibliothek – CIP-Einheitsaufnahme

Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliographie; detaillierte bibliographische Daten sind im Internet unter <http://dnb.ddb.de> abrufbar

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Copyright © für die deutsche Ausgabe 2007, 2015

Kulturverlag Kadmos Berlin. Wolfram Burckhardt

Alle Rechte vorbehalten

Internet: www.kv-kadmos.com

Umschlaggestaltung: kaleidogramm, Berlin.

Gestaltung und Satz: kaleidogramm, Berlin

Druck: Booksfactory

Printed in EU

ISBN 978-3-86599-033-4

Inhalt

HEIDE VOLKENING	
Working Girl – eine Einleitung.	7
STEFAN HIRSCHAUER	
Arbeit, Liebe und Geschlechterdifferenz. Über die wechselseitige Konstitution von Tätigkeiten und Mitgliedschaften	23
HELMUT LETHEN	
Schreibkräfte im Männerhorizont.	42
MARYANN SNYDER-KÖRBER	
Ermittlungen in Sachen Moderne. T.S. Eliots Tippmamsell und die Substanz des <i>Waste Land</i>	55
ILKE VEHLING	
»Schreibe, wie Du hörst«. Die Redeschrift der Neuen Frau in <i>Das kunstseidene Mädchen</i> von Irmgard Keun	77
VERENA MUND	
An der Theke. Inszenierungen von Working Girls	101
INKA MÜLDER-BACH	
Auf der Suche nach der verlorenen Öffentlichkeit. Siegfried Kracauers Kultursoziologie der Angestellten	126
SABINE BIEBL	
Schuld(en) und Sühne. Working Girls in <i>Herrn Brechers Fiasko</i>	138
ANNETTE KECK	
Funny Ones 1930	162
RALPH J. POOLE	
Funny Ones 1990	182

HEIDE VOLKENING

Karriere als Komet: Working Girls jenseits des Happy End. 204

REMBERT HÜSER

Ansichtskarte Girl. 225

MAREN MÖHRING

Working Girl Not Working. Liebe, Freizeit und Konsum in
Italienfilmen der frühen Bundesrepublik. 249

Hinweis zu den Abbildungen 275

Danksagung 276

Autorinnen und Autoren 277

Working Girl – eine Einleitung

HEIDE VOLKENING

Unter dem Stichwort »working«, Bedeutung »2.a«, enthält das Oxford English Dictionary folgenden Eintrag: »That works or labours; *esp.* that works for an employer in a manual or industrial occupation [...]. Also *spec.* of a girl or woman: that goes out to earn a living rather than remain at home, as; *working girl*: also *euphem.*, a prostitute (*U.S. slang*).«¹ Gegenüber der scheinbar geschlechtsneutralen Bedeutung von ›working‹ als ›für-einen-Unternehmer-arbeitend‹ unterscheidet sich die Definition des ›working girl‹ im Wörterbuch dadurch, dass es nicht durch die Umstände seiner Arbeit bestimmt wird. Das Spezifische des ›working‹ von ›girl‹ und ›woman‹ scheint offenbar in dem zentralen Hinweis zu liegen, dass sie ihr Zuhause verlassen, um ihren Lebensunterhalt zu verdienen. Schon die Kopplung von Erwerbstätigkeit, Geschlecht und Alter, ›working‹ und ›girl‹, weist die mit diesem Terminus bezeichnete als Ausnahmeerscheinung aus. Wenig überraschend, dass ›working girl‹ dann auch verwendet wird, um die Arbeit *mit* dem Geschlecht zu bezeichnen.

Das Oxford English Dictionary rekurriert auf eine gesellschaftliche Ordnung, die den eigentlichen Platz der Frau zuhause sieht und diesen Ort nicht mit Arbeit in Verbindung bringt. Dies ist die Matrix der Geschlechterordnung, wie sie sich gegen Ende des 18. Jahrhunderts im Diskurs der Polarität natürlicher Geschlechtscharaktere und deren Zuordnung zu den sozialen Sphären von Privatheit und Öffentlichkeit, zu Natur und Kultur und zu Gefühl und Rationalität etabliert hat.² Damit verbindet sich nicht nur eine Arbeitsteilung der Geschlechter, sondern auch eine ge-

¹ The Oxford English Dictionary, Second Edition, Vol. XX, Wave-Zyst. Oxford: Oxford University Press 1989, S. 551.

² Noch immer aktuell in diesem Zusammenhang: Karin Hausen: Die Polarisierung der ›Geschlechtscharaktere‹ – Eine Spiegelung der Dissoziation von Erwerbs- und Familienleben, in: Werner Conze (Hg.): Sozialgeschichte der Familie in der Neuzeit Europas. Stuttgart: Klett 1976, S. 363–393; Silvia Bovenschen: Die imaginierte Weiblichkeit. Exemplarische Untersuchungen zu kulturgeschichtlichen und literarischen Präsentationsformen des Weiblichen. Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1979; Cornelia Klinger: Frau – Landschaft – Kunstwerk. Gegenwelten oder Reservoir des Patriarchats?, in: Herta Nagl-Docekal: Feministische Philosophie. München/Wien: Oldenbourg Verlag 1990, S. 63–94.

schlechtliche Markierung des Begriffs ›Arbeit‹ selbst. »Indem sich für das Mädchen die Aussicht auf den job eröffnet, versperrt sich ihr die Liebe. [...] Als qualifizierte Arbeit breitet die Selbständigkeit des Unternehmers, die vergangen ist, über alle als Produzierende Zugelassenen, und damit auch über die ›berufstätige‹ Frau, als deren Charakter sich aus.«³ Arbeit als Charakter, da verschwindet der Charakter des Geschlechts. Und mit ihm, so Adorno und Horkheimer in Kongruenz mit der sie umgebenden Geschlechterordnung, die Liebe. Wo Arbeit ist, kann Weiblichkeit nicht sein. Das gilt insbesondere da, wo Arbeit »das Leben in die Sphären der Leistung und des Arbeitsfremden aufspaltet«, wie Helmut Lethen in diesem Band am Ende seiner Typologie der Sekretärin *Schreibkräfte im Männerhorizont* feststellt.

Das Working Girl, das zeigt der Blick ins englische Wörterbuch, irritiert. »Solche kulturellen Anomalien sind einerseits ganz gewöhnliche Störungen im Klassifikationsgetriebe, die bei allen sozialen Teilungen anfallen wie die Späne beim Hobeln. Sie sind aber auch zur Staunenswürdigkeit stilisierte Gestalten, an denen eine Gesellschaft das Aufbauen und Abschleifen der Semantik von Geschlechtskategorien exerziert«, schreibt Stefan Hirschauer in seinem Beitrag *Arbeit, Liebe und Geschlechterdifferenz* in diesem Band. Kulturelle Anomalie und stilisierte Gestalt – damit sind zwei Hinsichten genannt, unter denen Diskurse über die Working Girls beobachtet werden können.

Die Idee dieses Bandes besteht darin, den Begriff ›Working Girl‹ als einen Suchbegriff einzusetzen, um den durch die Berufstätigkeit von Frauen mobilisierten Geschlechter-, Arbeits-, Liebes- und Konsumordnungen nachzugehen. Ausgangspunkt dieser Überlegungen war die Beobachtung eines sich historisch je anders darstellenden ›Notstandes‹,⁴ der immer dann auszubrechen scheint, wenn die bestehenden Ordnungen und Semantiken von Arbeit, Liebe und Geschlecht geändert oder gestört werden. Das Dispositiv, das sich um das Working Girl gebildet hat, hat keine einheitliche Strategie entwickelt: Am Working Girl setzen ganz unterschiedliche Kräfteverhältnisse und Ordnungssysteme an: Arbeitsmarkt, Konsumwelt und Freizeitkultur wie Geschlechts-, Alters- und Familienverhältnisse, Sexuali-

³ Theodor W. Adorno/Max Horkheimer: *Dialektik der Aufklärung* [1947]. Frankfurt a. M.: Suhrkamp 2003, S. 127.

⁴ Michel Foucault definiert das Dispositiv als ein heterogenes Ensemble aus Diskursen, Institutionen, Gesetzen und anderen Elementen, die in gegenseitiger Überlagerung, Verstärkung und auch Behinderung eine strategische Funktion erfüllen, mithin auf einen Notstand reagieren (vgl. Michel Foucault: *Ein Spiel um die Psychoanalyse*. Gespräch mit Angehörigen des Département de Psychanalyse der Universität Paris VIII in Vincennes, in: Ders.: *Dispositive der Macht. Über Sexualität, Wissen und Wahrheit*. Berlin: Merve 1978, S. 118–175 [hier S. 120]).

tätsdispositiv und Liebessemantik. Sie verfolgen unterschiedliche Strategien, entwickeln differierende Narrative und Bilder und gestalten sich historisch und national variierend. Die folgenden Anmerkungen zur Begriffsgeschichte von ›Working Girl‹ im angloamerikanischen und deutschsprachigen Raum führen in dieses Feld ein und markieren historische Brüche und Verschiebungen in einem kursorischen Überblick ohne Anspruch auf Vollständigkeit. Die Beiträge des Bandes haben einen detaillierteren Blick auf spezifische Phänomene, Strukturmomente oder künstlerische Darstellungen. Gefragt wird sowohl nach dem Status des Working Girl in der westlichen Ordnung der Geschlechter und der Arbeit als auch nach der Inszenierung und Konstruktion der Figur in literarischen, künstlerischen, filmischen und musikalischen Darstellungen und in sozialen Alltagspraktiken.

In seinen Anfängen bezeichnete der Terminus ›Working Girl‹ in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts zunächst Mädchen, die arbeiten – Arbeitermädchen. Von Beginn an wird der Begriff auch ins Feld geführt, um einen neuen weiblichen Körper zu charakterisieren, der sich von den traditionellen Vorstellungen des gehobenen Bürgertums – der Frau als passiver Repräsentantin des Hauses – absetzt. Eine der frühesten Belegstellen für den Terminus ›Working Girl‹ ist das populäre amerikanische Kinder- und Jugendmagazin *Robert Merry's Museum*, das es 1863 als »companion« des Mannes anpreist: »Happy girls – who can not love them? What cheeks like the rose, bright eyes and elastic step! how carefully they go to work! Our word for it, such girls will make excellent wives. [...] Contrast those who do nothing but sigh all day, and live to follow the fashions; who never earn the bread they eat or the shoes they wear; who are languid and lazy from one week's end to another. [...] Give us the working girls. They are worth their weight in gold.«⁵

Rosige Wangen, leuchtende bzw. blitzende Augen und elastische Schritte: Das Working Girl zeigt sich als neue Körper- und Bewegungsform. Das Working Girl verdient, was es konsumiert (Brot und Schuhe), es ist nicht affektiert, als »companion« ist es »a human being, and not [...] a painted or fallen angel«. ⁶ Ganz offenbar ist es nicht nur selbst Konsumentin, sondern auch Objekt des Konsums: man kann es in Gold aufwiegen. Für *Robert Merry's Museum* ist das Working Girl eine produktive Störung, ein neues, positiv gewertetes *role model* für Heranwachsende, das einen neuen Code für die Paarbeziehung bereitstellt: Kameradschaft.

⁵ Anonymous: Working Girls, in: Robert Merry's Museum (Oktober 1863), S. 113; zit. nach www.merrycoz.org/museum/GIRLS.HTM [28.03. 2002].

⁶ Ebd.

Bereits zu diesem Zeitpunkt erscheint das Working Girl bevorzugt im Plural, als ein Phänomen der Masse. Der Begriff erfasst ein neues oder neu ins Auge fallendes soziales Phänomen: »The expression *working girl* was first used during the Civil War, in part to make a new social category of the increasing numbers of women in the industrial and commercial labor forces.«⁷ Etwa seit den 1880er Jahren lässt sich auch in England die Entstehung einer neuen weiblichen Jugendkultur beobachten, die ihre eigenen Magazine und Romane hervorbringt und den Begriff des ›Girl‹ zur Bezeichnung einer Phase der Latenz zwischen Kindheit und (normalisierter) Weiblichkeit prägt.⁸ Einige Jahre später, um die Jahrhundertwende, führt das verstärkte Auftauchen junger, arbeitender Mädchen in den großen Städten zu neuen Formen sozialer Jugendarbeit – »working girls' clubs« werden um 1900 in New York mit dem Ziel gegründet, Refugien des Glücks, Stätten des Unterrichts und Zentren moralischer Bildung zu sein. Die Irritation, die vom Working Girl ausgeht, artikuliert sich als Sorge um dessen Moral.

Um 1900 bildet sich um das Working Girl ein Dispositiv der Sozialfürsorge. Die angestrebte Bildungsarbeit, das Vorhaben, die Girls geistig und moralisch zu unterrichten, stellt einen Versuch dar, das Irritationspotential der Working Girls einzuholen, die entstandenen Ambivalenzen in der Topographie der Geschlechter zu stabilisieren und die Girls nach den großen strategischen Linien der Biopolitik zu konfigurieren: Sexualisierung des weiblichen Körpers, Pädagogisierung des kindlichen Sexes und Sozialisierung des Fortpflanzungsverhaltens.⁹ Die Working Girls' Clubs entstehen auf Initiative bürgerlicher Frauenverbände und Reformerrinnen: »Working women's recreation became defined as a social problem [...], when feminists and reformers turned their attention to the plight of the working girl in the city. Urbanization and industrialization propelled young women into the nation's urban centers alone and unprotected, observed these middle-class advocates.«¹⁰ Der Club soll dem Working Girl das in der Großstadt vermeintlich zu vermissende Zuhause ersetzen, Reinheit und Tugend, verstanden als spezifisch weibliche Werte, erhalten oder allererst installieren und auf diese Weise gute Bürgerinnen erziehen: »To safeguard young women in the city, reformers created recreational spaces for working women that were patterned after familiar middle-class models, the home

⁷ Irving Lewis Allen: *The City in Slang*. New York Life and Popular Speech. New York/Oxford: Oxford University Press 1993, S. 191.

⁸ Sally Mitchell: *The New Girl. Girls' Culture in England, 1880–1915*. New York: Columbia University Press 1995.

⁹ Vgl. Michel Foucault: *Der Wille zum Wissen. Sexualität und Wahrheit I*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1983, S. 126 f.

¹⁰ Kathy Peiss: *Cheap Amusements. Working Women and Leisure in Turn-of-the-Century New York*. Philadelphia: Temple University Press 1986, S. 164.

and the women's club. In essence, they extended women's sphere into the threatening urban environment.«¹¹

Die Clubs sind ein Element in einem heterogenen Ensemble aus soziologischen, sozialpädagogischen, populärkulturellen, medizinischen und psychologischen Diskursen, aus Institutionen wie den Warenhäusern, Büros, Wohnheimen und einer Architektur, die den neuen sozialen Praktiken angepasst ist oder diese ermöglicht. All dies verbindet und überlagert sich auf produktive Weise.¹² So wird etwa das Warenhaus zum Ort der Ausbildung für die Shopgirls und Salesladys und etabliert im gleichen Zug Shopping als neue Kulturtechnik mit der Konsumentin als neue Konfiguration von Weiblichkeit.¹³ Was scheinbar nur den einen Zweck erfüllt, ein großes Warensortiment an die Kund(inn)en zu bringen, ist gleichzeitig ein Ort der Disziplinierung von Körper und Sprache – die pädagogischen Anstrengungen der Clubs werden zum Schulungsprogramm der Verkäuferinnen.¹⁴ Genau wie Fragen der Arbeitsbedingungen und der Gesundheit wird auch die Sexualität des weiblichen Verkaufspersonals Gegenstand soziologischer Untersuchungen.¹⁵

Das Warenhaus ist nicht der einzige Raum, an dem das Working Girl nun regelmäßig anzutreffen sein wird. Büros, Schalterhallen, Straßen, Kinos und diverse andere Orte der Arbeit und der Freizeit wären zu nennen. Neben der Verkaufstheke etablieren andere Theken neue gesellschaftliche Routinen: Lunchtheken und Bartheken etwa. Die Theke markiert die Sonderstellung des Working Girl: »Sie repräsentiert Öffentlichkeit in einer Öffentlichkeit. Einer Frau verleiht die Theke leicht etwas Anrühiges«, schreibt Verena Mund in *An der Theke. Inszenierungen von Working Girls* in diesem Band.

¹¹ Ebd., S. 166. Die dominante Differenzierung in Klassen wird auf diese Weise durch die Differenzierung in Geschlechter überlagert: »There was a time when I thought of working girls as a class. Now I am more inclined to think of young ladies as a class, and of working girls as individuals.« Emmeline Petchick: Working Girls' Clubs, in: W. Reason (Hg.): University and Social Settlements. London: Methuen & Co. 1898, zit. n. www.infed.org/archives/e-texts/pethick.htm [1.10. 2004]. Vgl. auch: Joanne Reitano: Working Girls Unite, in: American Quarterly 36 (1984), S. 112–134.

¹² Das Dispositiv, so Foucault, zeichnet sich durch diese Uneinheitlichkeit aus: »So kann dieser oder jener Diskurs bald als Programm einer Institution erscheinen, bald im Gegenteil als ein Element, das es erlaubt, eine Praktik zu rechtfertigen und zu maskieren, die ihrerseits stumm bleibt, oder er kann auch als sekundäre Reinterpretation dieser Praktik funktionieren, ihr Zugang zu einem neuen Feld der Rationalität verschaffen.« Foucault: Ein Spiel um die Psychoanalyse (Anm. 4), S. 120.

¹³ Vgl. Ellen Gruber Garvey: The Adman in the Parlor. Magazines and the Gendering of Consumer Culture, 1880s to 1910s. New York/Oxford: Oxford University Press 1996.

¹⁴ Susan Porter Benson: Counter Cultures. Saleswomen, Managers, and Customers in American Department Stores, 1890–1940. Urbana/Chicago: University of Illinois Press 1986.

¹⁵ Louise deKoven Bowen: The Department Store Girl. Chicago: Juvenile Protection Association of Chicago 1911; William Isaac Thomas: The Unadjusted Girl. With Cases and Standpoint for Behavior Analysis. Boston: Little, Brown, and Company 1923.

Die Theke exponiert das *Working Girl*, sein soziales Leben, seine Haltung und die Frage seiner *drinking habits* – Verhaltensweisen, die Gegenstand gesellschaftlicher Diskurse und gesetzlicher Regelungen sind.

1909 wurde das sexuelle Bedrohungsszenario in der Gegenüberstellung von Land und Stadt, Mutter und Tochter, Verführer und *Working Girl* in dem äußerst populären Musical-Song *Heaven Will Protect the Working Girl* ausbuchstabiert:

A Village maid was leaving home, with tears her eyes was wet,
Her mother dear was standing near the spot;
She says to her: »Neuralgia dear, I hope you won't forget
That I'm the only mother you have got.

The city is a wicked place as anyone can see,
And cruel dangers round your path may hurl;
So ev'ry week you'd better send your wages back to me,
For Heaven will protect a working girl.«

Chorus:

You are going far away,
But remember what I say,
When you are in the city's giddy whirl,
From temptations, crimes and follies,
Villains, taxicabs and trolleys,
Oh! Heaven will protect the working girl.

Her dear old Mother's words proved true, for soon the poor girl met
A man who on her ruin was intent;
He treated her respectful as those villains always do,
And she supposed he was a perfect gent.

But she found diff'rent when one night she went with him to dine
Into a table d'hote so blithe and gay.
And he says to her: After this we'll have a demitasse!
Then to him these brave words the girl did say:

Chorus:

Stand back, villain, go your way!
Here I will no longer stay.
Although you were a Marquis or an Earl;
You may tempt the upper classes
With your villainous demitasses,
But Heaven will protect the working girl.¹⁶

¹⁶ Zit. nach www.ashp.cuny.edu/heaven/text7.html [27.2.2007]. Der Song wirkt später titelgebend für Filme, Videos und Bücher: *Heaven Will Protect the Working Girl* (US 1914, Regie: Allen Curtis); Glenn Hughes: *Heaven Will Protect the Working Girl: A Comedy for Four Women*. Boston: Baker 1931; Paige MacKenzie: *Heavens help the Working Girl*. New York: Franconia 1972; *Heaven Will Protect the Working Girl* (US 1994, Regie: Pennee Bender/Joshua Brown/Andreas Ades Vasquez; Video produziert von American Social History Productions Inc.); David L. Hammer: *Heaven will protect the Working Girl*. Shelburne u.a.: G. A. Vanderburgh 2005.

Das Szenario einer urbanen Bedrohung für Working Girl oder Working Woman, dem Parallelbegriff nicht nur um 1900, entwickelt sich aus der Konfrontation von mittelständischen Normen von Weiblichkeit und Familie und der spezifischen Arbeitssituation der Mädchen und jungen Frauen: Ihr Verdienst ist prinzipiell geringer als der von Männern, und das auf einer nach unten offenen Skala. Die Arbeitswelt selbst übersetzt Arbeit und Sexualität, beide miteinander verschränkend, in eine ökonomisch-kalkulierende Struktur: »It is a known fact that men's wages cannot fall below a limit upon which they can exist, but woman's wages have no limit, since the paths of shame are always open to her. It is simply impossible for any woman to live without assistance on the low salary a saleswoman earns.«¹⁷ Der Begriff des Working Girl gibt dieser zweideutigen Situation, in der sich die jungen erwerbstätigen Frauen bewegen, einen Namen.¹⁸

Mit den und gegen die Disziplinierungen der Betreuungsangebote, denen sich das Working Girl ausgesetzt sieht, gibt es eine Reihe von neuen Praktiken und Routinen, die ihr kurzfristig eine erste Selbstverständlichkeit und neue Namen einzubringen scheinen: »Thirty years ago«, schreibt Mildred Adams 1930 in der *New York Times*, »when she was simply the poor working girl, people shook their heads pityingly, but agreed that Heaven would protect her. Apparently Heaven has. Business, politics, entertainment, the streets and the skyline all bear the mark of her influence. She has skyscraper clubhouses build for her, apartment towers clustering at the East River edge designed to suit her taste and her convenience.«¹⁹ Adams Beschreibung des historischen Wandels markiert die Working Girls als bestimmenden Faktor für die Physiognomie der Stadt. Mit den neuen Lebensformen entstehen nicht nur eine neue Architektur und neue soziale

¹⁷ Jacob A. Riis: *The Working Girls of New York*, in: Ders.: *How the Other Half Lives. Studies among the Tenements of New York [1890]*, zit. nach <http://www.bartleby.com/208/20.html> [28.3.2007].

¹⁸ Mitte der 1920er Jahre ist ›flapper‹ in den USA ein anderer Name unter vielen für diese Ambivalenz, vgl. Allen: *The City in Slang* (Anm. 7), S. 68 ff. Im Gegensatz zum ›Working Girl‹ wird der ›flapper‹ vorrangig durch sein Freizeitverhalten und Kleidungsstil definiert – zu Jazz in *chop-suey dance joints* tanzt es sich besser mit kurzen Haaren und Röcken. Andere, ähnlich ambivalente Termini mit unterschiedlicher Akzentuierung sind: *jazz babes, chorus girls, line girls, dumb doras, models, cigarette girls, gold diggers* und *charity girls*, vgl. ebd., S. 78 ff. Zur englischen Verwendung von ›flapper‹ vgl. Billie Melman: *Women and the Popular Imagination in the Twenties*. Houndmills u. a.: The Macmillan Press Ltd. 1988, S. 27 ff.

¹⁹ Mildred Adams: *Woman Sets a Pace for Busy New York*, in: *The New York Times*, 12.10.1930. Zwei Jahre zuvor hieß es über die Situation der erwerbstätigen Frau in Deutschland ganz ähnlich: »Noch haben sie nicht die Majorität, aber es wird nicht mehr lange dauern, und die Ärztinnen, Rechtsanwältinnen, Doktorinnen, Direktorinnen, Künstlerinnen überwiegen. Die Ansichten über den Beruf einer Frau, eines Mädchens haben sich von Grund auf geändert. [...] Die Mädchen setzen ihre Ehre hinein, etwas zu leisten, im Büro, in der Fabrik, im Laboratorium eine Rolle zu spielen.« Paula von Reznicek: *Auferstehung der Dame*. Stuttgart: Dieck & Co 1928, S. 117.

Interaktionen, sondern auch eine Verschiebung in der Semantik: »In those days there were working girls and there were ladies. [...] Now there are career women, so many, and so used to taking their status for granted, that they look a bit askance at the term. They are doctors, lawyers, chemists, stylists, and used to being classed according to their professions. That any one should try to coin a phrase to include all women with careers seems as strange to them as if one should invent a verbal blanket to cover all men who are not gentlemen of leisure.«²⁰ Adams ersetzt die »poor working girls« durch »career woman«, in deren Selbstwahrnehmung das Geschlecht schon keine Rolle mehr spielt. Der Vergleich mit den »gentlemen of leisure« zeigt eine Vergleichsgruppe ohne Arbeit als besondere, Aufmerksamkeit erfordernde Kategorie der Männlichkeit – und darin zugleich die alte Normalität: Männer arbeiten, manche Frauen auch.

Adams Diagnose des kulturellen Wandels findet Widerhall in den sozialwissenschaftlichen Studien der Zeit. *The Girl Tribe* heißt eine kurze Studie von Eleanor Wembridge, die 1931 erscheint.²¹ »Die Rede vom Stamm erlaubt, die verschieden gelagerten ästhetischen, familialen, geschlechtsspezifischen und gesellschaftlichen Formen lose miteinander in Bezug zu setzen und Alltagsinteraktionen jenseits von Klassenzugehörigkeit und zwischen Familie und Arbeit zu denken«, so Rembert Hüser über die *Ansichtskarte Girl* in diesem Band. Von Amerika aus wird diese Ansichtskarte gerne auch nach Deutschland geschickt, in großer Verwirrung über die fremde Spezies, die unter dem Namen »Girl« in Amerika anzutreffen sei und die als »ganz neuer Mensch« wahrgenommen wird.²² Die Empfänger der Postkarten in Deutschland haben Mühe und betätigen sich ihrerseits als Ethno- und Anthropologen. Fritz Gieses *Girlkultur* und Siegfried Kracauers *Die Angestellten* sind frühe Arbeiten in dieser Richtung, die auf Unterschiedliches zielen: Im Falle Gieses auf eine Differenzbeschreibung zwischen amerikanischen und deutschen Formen von Individualität, im Falle Kracauers auf eine Gesellschaftsbeschreibung, die Privatsekretärinnen und andere weibliche Angestellte als Elemente einer umfassenderen gesellschaftlichen Wandlung sieht.²³

²⁰ Adams: *Woman Sets a Pace for Busy New York* (Anm. 19).

²¹ Eleanor Rowland Wembridge: *The Girl Tribe: An Anthropological Study*, in: Dies.: *Life Among the Lowbrows*. Boston/New York: Houghton Mifflin Company 1931, S. 121–143.

²² Hans Christoph Koergel: *Girls. Eine amerikanische Erinnerung*, in: *Die Schönheit 22/3* (1926): *Amerikas Körpersinn*, S. 132–140 (hier S. 136), zit. nach dem Beitrag von Rembert Hüser in diesem Band.

²³ Fritz Giese: *Girlkultur: Vergleiche zwischen amerikanischem und europäischem Rhythmus und Lebensgefühl*. München: Delphin-Verlag 1925; Siegfried Kracauer: *Die Angestellten*. Aus dem neuesten Deutschland [1929/1930], in: Ders.: *Werke*, hg. v. Inka Mülder-Bach und Ingrid Belke, Bd. 1: *Soziologie als Wissenschaft. Der Detektivroman. Die Angestellten*, hg. v. Inka Mülder-Bach u. Mitarbeit v. Mirjam Wenzel. Frankfurt a. M.: Suhrkamp 2006, S. 211–310.

Kracauer beschreibt in den *Angestellten* neue Formen von Öffentlichkeit: Er »geht durch die Straßen und von hier in die Büros, Betriebe und Gerichte, Wartesäle, Wärmehallen, und Arbeitsämter, Bahnhöfe, Unterführungen und Mietshäuser hinein – kurz: in Räume, in denen die Öffentlichkeit nicht nur Publikum ist« – so Inka Mülder-Bach in ihrem Beitrag *Auf der Suche nach der verlorenen Öffentlichkeit*. Kracauer diagnostiziert eine Gesellschaft im Zustand der Zerstreung, eine Zersplitterung der bürgerlichen Öffentlichkeit. Dafür ist der ambivalente Status etwa der Ladenmädchen nur ein Symptom.²⁴

In dieser Situation der Auflösung alter Modelle von Öffentlichkeit und Privatheit und der ihnen korrespondierenden Geschlechter nutzt Giese das ›Girl‹, das im deutschen Diskurs das ›Working‹ verloren hat, obwohl es – im Sinn – immer mitgeführt wird,²⁵ um eine Kulturdifferenz zwischen Amerika und Deutschland zu beschreiben: das Girl sei die Verkörperung des amerikanischen nicht-militaristischen, aber normalisierten Kollektivismus.²⁶

»Es entwickelte sich ein internationaler Frauenstil mit Verschiebung aller soziologischen Differenzierung. Er war echt amerikanisch-uniform, ob es Stenotypistin, Gräfin oder Industriefrau blieb. Der Bubikopf, der bestimmte modische Universalschnitt, die bestimmte modische ›schlanke‹ Linie, der Sportkörper ohne Fett und erotische Fraulichkeit: das war der internationale Frauenstil um 1924.«²⁷ Das ›Girl‹ im zeitgenössischen Diskurs ist nicht mehr in erster Linie das Arbeitermädchen, sondern ein sozialer Typus unabhängig von Klasse und Alter, ein Oberflächeneffekt, ein frühes Phänomen der Globalisierung, das in verschiedensten Zusammenhängen als Indikator gesellschaftlicher und kultureller Prozesse figuriert.²⁸ In seiner Sportlichkeit und Androgynität, die zum modischen und körperlichen Markenzeichen werden,²⁹ bildet es einen neuen sexualisierten Körper, eine »für das Girl typische Mischung aus Sex und Burschikosität, womit es, was auch für die amerikanische Mode der 1920er Jahre in der Weimarer Republik gilt, ›gleichzeitig stärker sexualisiert und weniger weiblich«

²⁴ Vgl. etwa Marianne Weber: Die soziale Not der weiblichen Angestellten. Berlin: Sieben Stäbe 1928.

²⁵ »Girl und Berufsmensch passen zusammen, Girl und Arbeit, Girl und Großstadt.« Fritz Giese: Girlkultur (Anm. 23), S. 97.

²⁶ Vgl. Heide Volkening: Körperarbeiten. Das Working Girl als literarische Figur, in: Michael Cowan/Kai Marcel Sicks (Hg.): Leibhaftige Moderne. Körper in Kunst und Massenmedien 1918–1933. Bielefeld: transcript 2005, S. 136–151.

²⁷ Giese: Girlkultur (Anm. 23), S. 139.

²⁸ Vgl. Lothar L. Schneider: Girls. Beschreibung einer schwierigen Beschreibung, in: Rudolf Behrens/Jörn Steigerwald (Hg.): Die Macht und das Imaginäre. Würzburg: Königshausen & Neumann 2005, S. 213–229. Zum Verhältnis von Girl und Populärkultur vgl. Thomas Hecken: Populäre Kultur. Mit einem Anhang: Girl und Popkultur. Bochum: Posth Verlag 2006.

²⁹ Vgl. Julia Bertschik: Mode und Moderne. Köln: Böhlau 2005.

erscheint«, schreibt Annette Keck in ihrem Beitrag über die *Funny Ones 1930*. Während diese Engführung widerstrebender Momente einerseits zum Anstoß von Komik wird, sind gleichzeitig ernsthafte Männer damit beschäftigt, sich einen Reim auf die Irritation zu machen. *Die Frau von morgen wie wir sie wünschen* heißt eine Essaysammlung von 1929, in der namhafte Autoren von Max Brod bis Stefan Zweig das veränderte Geschlechterverhältnis reflektieren.³⁰

Der Film ist das Medium, das das skizzierte Körperschema des Working Girl visualisiert und als Bild ikonisch werden lässt. Stars wie Colleen Moore, Asta Nielsen und Clara Bow etablieren einen neuen Look: Bob-Frisur, Nylons und kurze Röcke werden Insignien einer neuen Weiblichkeit.³¹ Dorothy Arzners Film *Working Girls*, der 2002 auf der Feminale seine deutsche Uraufführung hatte, schickt ihre Protagonistinnen, die vom Land in die Stadt kommen, Kleider und Schuhe kaufen, damit sie einen Job und ihren zukünftigen Mann finden können. Werden die Hauptfiguren zum Aufhänger zweier romantischer Liebesgeschichten, so wird das Bedrohungsszenario Prostitution in Nebenfiguren verhandelt. Ähnlich wie Clarence Badgers Komödie *It* von 1927,³² der Clara Bow zum ersten It-Girl der Weltgeschichte machte,³³ endet der Film für die Hauptfiguren jeweils mit einem Liebes- und Hochzeitsversprechen, mit dem sich ein gesellschaftlicher Aufstieg verbindet.

Was beide Filme mit einer Reihe von Romanen dieser Zeit gemeinsam haben, sind spezifische Erzählmuster von Liebesbeziehungen im Zeitalter des Kapitalismus. Romantische Liebe beinhaltet demgegenüber ein Ideal, das die Vorrangigkeit von Gefühlen vor ökonomischen Interessen, die Vorrangigkeit von Zuneigung vor Profit postuliert. Dass das Working Girl jedoch mit und in der romantischen Liebe kalkuliert, ist weniger ein Widerspruch gegen das romantische Ideal als vielmehr genau die paradoxe Form, in der es in der Moderne in Erscheinung tritt: »Die romantische

³⁰ F.M. Huebner (Hg.): *Die Frau von morgen wie wir sie wünschen*. Eine Essaysammlung aus dem Jahr 1929. Mit Beiträgen von Max Brod bis Stefan Zweig und einem Essay zur vorliegenden Ausgabe von Silvia Bovenschen. Frankfurt a.M.: Insel 1990.

³¹ Den Girls haben Filmfestivals eigene Reihen gewidmet: unter der Überschrift *Working Girls* liefen auf der Feminale 2002 Filme von 1931 bis 1986, die das Working Girl im Titel tragen (vgl. Verena Mund: *Working Single Girls*. Ledig und berufstätig vor Ally McBeal, in: 11. Internationales Frauen Film Festival Feminale (Katalog). Köln 2002, S. 102–109), die Berlinale nannte ihre Retrospektive mit Stummfilmen 2007 *City Girls*, auch hier gab es eine Rubrik *Working Girls* (vgl. Gabrielle Jatho/Rainer Rother: *City Girls*. Frauenbilder im Stummfilm. Berlin: Bertz + Fischer 2007 [= Filmheft; 11]).

³² *It* (US 1927, Regie: Clarence G. Badger).

³³ Das wiederum weiß heute die Frauenzeitschrift *Glamour*, die zum Deutschland-Start von *The Devil Wears Prada* (US 2006, Regie: David Frankel) Clara Bow und ihren Film feierte, als sei seit 1927 nichts passiert; vgl. Jessica Joffe: Sie haben, was alle wollen. Keine Ära ohne It-Girl, in: *Glamour*, 26.9.2006, S. 180–183.

Liebe [...] stand für Werte wie Interesselosigkeit, Irrationalität und Indifferenz gegenüber Reichtümern. In der populären Literatur jedoch galt die Liebe ironischerweise als etwas, das auf magische Weise, ohne kaltherzige Berechnung ökonomische Sicherheit und Überfluss verschafft [...].³⁴ In der Populärkultur des frühen 20. Jahrhunderts bildet sich ein Modell romantischer Liebe, das nach Eva Illouz sowohl durch die »Romantisierung der Waren«, etwa in der Werbung, als auch durch die »Verdinglichung romantischer Liebe gekennzeichnet« ist.³⁵

Das neue Geschlechtermodell setzt Narrative frei, die den moralischen Diskurs der Experten in ein Wunsch- und Verführungsszenario verkehren. Die Verschränkung von Liebe und Ökonomie wird zu einem auffälligen Phänomen in Romanen und Filmen der 1920er und 1930er Jahre. Hier bilden sich Plotmuster aus, die das Working Girl am Schnittpunkt einer paradoxen Verschränkung zweier Achsen verorten: der Ökonomisierung von Gefühl und Sexualität auf der einen und der Romantisierung von Arbeitsverhältnissen auf der anderen Seite. Lorelei Lee, die Heldin in Anita Loos' *Gentlemen Prefer Blondes*, zieht daraus unverblümt rentable Konsequenzen – der Text ist bereits eine Reaktion auf das Klischee. In der Weimarer Republik handeln nicht nur Texte von Vicki Baum, Irmgard Keun, Gabriele Tergit, Marieluise Fleißer und Mela Hartwig von ledigen, erwerbstätigen jungen Frauen und deren ökonomischen und amourösen Verwicklungen.³⁶ Ein solches Szenario findet sich auch in Martin Kessels *Herrn Brechers Fiasko* von 1932 – und zwar in gelingenden und scheiternden Variationen der amourösen Verstrickung einer Bürogesellschaft. Über die Inszenierung dieser Art Liebesgeschichten hinaus, »reflektiert [der Roman] auch auf die soziale Funktion der Working-Girl-Geschichte als ein sich in Umlauf befindendes Narrativ, eine Modellerzählung, indem er die Produktion desselben vorführt«, schreibt Sabine Biebl in *Schuld(en) und Sühne* in diesem Band.

Die Literatur dieser Zeit, zumal diejenige, die sich das Girl in den Text holt, ist konfrontiert nicht nur mit einer visuell-geprägten Kinokultur, sondern auch mit einer neuen Szene des Schreibens: die Schreibmaschine hat Einzug gehalten, nicht nur in die Büros und Kontore, sondern auch in die Schreibzimmer von Autoren.³⁷ Es entstehen neue Frauenberufe, in denen

³⁴ Eva Illouz: *Der Konsum der Romantik. Liebe und die kulturellen Widersprüche des Kapitalismus*. Frankfurt a.M./New York: Campus 2003, S. 12.

³⁵ Ebd., S. 28. Liebe bildet sich zunehmend in Konsumritualen wie Kinobesuch, Weekend-Aktivitäten und Reisen.

³⁶ Vgl. Walter Fähnders/Helga Karrenbrock (Hg.): *Autorinnen der Weimarer Republik*. Bielefeld: Aisthesis 2003. Für eine ausführlichere Filmo- und Bibliographie zum Working Girl vgl. die Homepage www.angestellten.de/workinggirls.

³⁷ Zu diesen Schreibszenen im Zeitalter der Schreibmaschine vgl. Davide Giuriato/Martin Stingelin/Sandro Zanetti (Hg.): »Schreibkugel ist ein Ding gleich mir: von Eisen«: Schreibszenen im Zeitalter der Typoskripte. München: Fink 2005.

die Identifikation von Maschine und Frau so stark ist, dass beide denselben Namen tragen: Typewriter.³⁸ Für Friedrich Kittler verbindet sich mit dieser Erfindung eine Revolution im Geschlechterverhältnis: »Maschinen liquidieren den polaren Geschlechterunterschied mitsamt seinen Symbolen. Ein Apparat, der Den Menschen bzw. das Symbol männlichen Schaffens ersetzen kann, steht auch Frauen offen.«³⁹ Die Literatur reagiert, indem sie die neue Szene des Schreibens als »Arbeit der Transkription« zum Programm erhebt und in ihren Texten inszeniert: »Aus dieser Sicht ist die Stenotypistin nicht allein eine Figur, anhand deren moderne Komplexität sich lesen lässt. Ihr Spiel auf der Tastatur stellt zugleich das Verfahren dar, durch das die Moderne sich schreiben lässt: in einem ihr angemessenen, komplexen und neuen Rhythmus« – so MaryAnn Snyder-Körper in ihrem Beitrag *Ermittlungen in Sachen Moderne*. In Irmgard Keuns *Das kunstseidene Mädchen* ergibt sich eine andere Schreibszenen. Induziert durch ein »mediales Mysterienspiel«, nämlich das Spielen eines Grammophons, wird ein Text in Gang gesetzt, dessen mündlicher Stil Effekt einer Technik der Stenographie, des Hören-Schreibens ist – so Ilke Vehling in »*Schreibe, wie Du hörst*« in diesem Band.

Die Diskursexplosion um das Working Girl in den 1920er Jahren und alle mit ihr verbundenen Ambivalenzen finden in Deutschland in der nationalsozialistischen Mutter-Ideologie ein vorläufiges Ende. Verordnet wird eine Rückkehr in die Semantik der Polarität der Geschlechter, deren annähernde Umsetzung im Arbeitsmarkt nur durch den Einsatz von Zwangsarbeit möglich wird.⁴⁰ Die Neucodierung der Geschlechterordnung bedeutet jedoch weder eine geschlechtliche Verteilung von Tätern und Opfern,⁴¹ noch verhindert sie weibliche Karrieren innerhalb des Systems.⁴²

³⁸ Vgl. Margery W. Davies: *Woman's Place Is at The Typewriter. Office Work and Office Workers 1870–1930*. Philadelphia: Temple University Press 1982; Ursula Holtgrewe: *Schreib-Dienst. Frauenarbeit im Büro*. Marburg: SP-Verlag 1989.

³⁹ Friedrich Kittler: *Aufschreibe-Systeme 1800/1900*. München: Wilhelm Fink 1985, S. 359.

⁴⁰ Pia Gerber: *Erwerbsbeteiligung von deutschen und ausländischen Frauen 1933–1945 in Deutschland. Entwicklungslinien und Aspekte politischer Steuerung der Frauenerwerbsarbeit im Nationalsozialismus*. Frankfurt a. M. u. a.: Peter Lang 1996.

⁴¹ Vgl. den sogenannten »Historikerinnenstreit«: Claudia Koonz: *Mothers in Fatherland. Women, the Family and Nazi Politics*. New York: St. Martin's Press 1987; Gisela Bock: *Die Frauen und der Nationalsozialismus. Bemerkungen zu einem Buch von Claudia Koonz*, in: *Geschichte und Gesellschaft* 15 (1989), S. 563–579; sowie beider Beiträge in: *Geschichte und Gesellschaft* 18 (1992), S. 394–404.

⁴² Kirsten Heinsohn/Barbara Vogel/Ulrike Weckel (Hg.): *Zwischen Karriere und Verfolgung. Handlungsräume von Frauen im nationalsozialistischen Deutschland*. Frankfurt a. M.: Campus 1997.

Im angloamerikanischen Raum beginnen sich schon in dieser Zeit zwei Tendenzen abzuzeichnen, die später dominant werden: die langsam zunehmende Akademisierung der Working Girls im Sinne der *career women* einerseits und die beginnende Auflösung der Gegenüberstellung von Working Girl und Mutterschaft⁴³ andererseits. Beide Tendenzen finden sich etwa in Rona Jaffes Roman *The Best of Everything* affirmativ bestätigt.⁴⁴ Auf die Frage, ob sie immer arbeiten wolle oder später doch einmal heiraten, antwortet die Protagonistin Caroline Bender: »Can't I do both?« und markiert so einen signifikanten Umbruch: Erwerbsarbeit gilt für die nunmehr gebildete junge Frau nicht mehr als Übergangsstadium, sondern als Lebensmodell.

Auch in der populären Kultur im Nachkriegsdeutschland lässt sich eine Umwertung beobachten, die mit einer Orientierung an Amerika einhergeht. Dabei werden die modischen Accessoires der Amerikanerin, von der Nylon-Strumpfhose bis zum hohen Absatz, zum öffentlichen Zeichen gegen das Frauenbild der NS-Ideologie.⁴⁵ Eine neue Betonung der Freizeit und insbesondere der Reise als Luxusgut der aufstrebenden Wirtschaftswundernation zeigt sich etwa in der signifikanten Häufung von Italienfilmen in den 1950er Jahren. Auch hier haben die Verkäuferinnen und Stenotypistinnen inzwischen jeden ›Glanz‹ verloren, »vielmehr ist die attraktive berufstätige ledige Frau in vielen der Italienfilme ein Working Girl, das mit dem Glamour des Modebusiness, der Musikbranche oder des Films verbunden ist«, wie Maren Möhring in ihrem Beitrag *Working Girl Not Working* beobachtet. In dem Maße, in dem die Berufstätigkeit der Frauen alltäglicher geworden ist, wird nun die Attraktivität des Working Girl durch die Besonderheit ihres Berufes markiert. Den neuen Lebensentwürfen entsprechend tritt neben Roman und Film, die (weiter) vom Exceptionellen erzählen, die Ratgeberliteratur, die die nachlassende Disziplinierung der Girls durch neue Normen der Selbstkontrolle und Hinweise zum Selbstmanagement ersetzt – sei es als *The Working Girl's Own Cook Book*, sei es als *Guide to Office Politics* unter dem Titel *The Working Girl in a Man's World*.⁴⁶

Aus der Ambivalenz, die dem Begriff von Beginn an zugehörig ist, entwickelt sich Mitte der 1960er Jahre eine zweite Denotation: »1968

⁴³ Vgl. Lynn Y. Weiner: *From Working Girl to Working Mother. The Female Labor Force in the United States, 1820–1980*. Chapel Hill/London: University of North Carolina 1985.

⁴⁴ Rona Jaffe: *The Best of Everything* [1958]. New York: Penguin 2005.

⁴⁵ Vgl. Erica Carter: *Alice in the Consumer Wonderland*. West German Case Studies in Gender and Consumer Culture, in: Angela McRobbie/Mica Nava (Hg.): *Gender and Generation*. Basingstoke: MacMillan 1984, S. 185–214 (hier S. 213).

⁴⁶ Hazel Young: *The Working Girl's Own Cook Book*. Boston: Little Brown and Company 1948; Jan Manette: *The Working Girl in a Man's World. A Guide to Office Politics*. Hawthorn Books 1966.

Current Slang (Univ. S. Dakota) Fall 52 Working Girl, n., a prostitute. 1971 N.Y. Times 9 Aug. 33/5 They call themselves ›working girls‹ ... Their work is a ›business‹, or even a ›social service‹... By the prostitutes code, prostitution is moral.«⁴⁷ Als Selbstbezeichnung gewählt ist der Begriff Teil eines politischen Kampfes um die Anerkennung ihrer Tätigkeit als Arbeit und um die Etablierung eines neuen Codes der Moral.⁴⁸ Sein Parallelbegriff wäre ›Sex Worker‹. Während der Begriff ›Working Girl‹ im Kontext der Reformbemühungen um 1900 einen stärker indizierenden Charakter hat, ist er im Kontext der späten 1960er und frühen 1970er Jahre zu einem Faktor im Kampf der Huren-Bewegung geworden. Ihn in diesem Kontext als »Euphemismus« zu markieren, wie es das Oxford English Dictionary tut, impliziert eine Unterscheidung von buchstäblicher und figürlicher Verwendung des Begriffs – eine Unterscheidung, die selbst zum Gegenstand der politischen Auseinandersetzung geworden ist. Für die Bedeutung von Working Girl im Sinne von ›Prostituierte‹ scheint durch seine Kennzeichnung als ›Euphemismus‹ der Arbeitscharakter ihrer Tätigkeit nicht nur zweitrangig, sondern wird als solcher in Frage gestellt. Was wird hier beschönigt? Einen ersten Hinweis könnte eine These Dirk Baeckers liefern, der in seiner *Archäologie der Arbeit* beobachtet hat, dass etwas genau dann als Arbeit gilt, »wenn die Lust auf etwas in die Last mit etwas umschlägt«.⁴⁹ Des einen Lust, der anderen Last?

Working-Girl-Filme der 1970er und 1980er Jahre thematisieren diesen Bedeutungszuwachs auf unterschiedliche Weise. Stephanie Rothman nutzt ihren Film *The Working Girls* von 1974, der unter den Bedingungen des Exploitation-Kinos der Zeit – Action und halbnackte Frauen – entsteht, um sowohl über die Darstellung von Nacktheit als auch über den Zusammenhang von Geschlecht, Arbeitsmarkt und Sexualität zu reflektieren.⁵⁰ Gegen die allgemeine Skepsis der Frauenbewegung gegenüber der verniedlichenen Bezeichnung arbeitender Frauen als ›Girls‹ unternimmt Rothman eine kritische Appropriation des Begriffs.⁵¹ Lizzie Bordens *Working Girls* von 1986 zeigt einen Tag im Leben einer teuren New Yorker Prostituierten, zeigt den unspektakulären Alltag der Arbeit mit seinen kleinen Routinen, Phasen der Langeweile, Kunden- und Kolleginnenräger.

⁴⁷ Oxford English Dictionary (Anm. 1).

⁴⁸ Vgl. dazu Roberta Perkins: *Working Girls: Prostitutes, their Life and Social Control*. Canberra: Australian Inst. of Criminology 1991.

⁴⁹ Dirk Baecker: Die gesellschaftliche Form der Arbeit, in: Ders.: *Die Archäologie der Arbeit*. Berlin: kadmos 2002, S. 210.

⁵⁰ Vgl. Mund: *Working Single Girls* (Anm. 31); Carla Despineux/Verena Mund (Hg.): *girlsganguns*. Zwischen Exploitation-Kino und Underground. Marburg: Schüren 2000.

⁵¹ Vgl. dazu: Verena Mund: Arbeitstitel, in: Alexander Böhnke/Rembert Hüser/Georg Stantizek (Hg.): »The Title Is a Shot«. Das Buch zum Vorspann. Berlin: Vorwerk 8 2006, S. 42–54 (hier S. 47).

Im Mainstream-Kino tritt mit Mike Nichols' *Working Girl* von 1988 das Cinderella-Narrativ wieder auf. Im Vergleich mit ihren Vorläufern aus den 1930er Jahren gestaltet sich die Situation für die *Funny Ones 1990*, so Ralph Poole über *Working Girl* und *Bridget Jones' Diary*, anders: »Der entscheidende Unterschied liegt jedoch darin, dass in den jüngeren Beispielen die Karrierewünsche des Working Girl mit Erfolg in doppeltem Sinne gekürt werden: zum beruflichen Aufstieg gesellt sich ein Happy End der damit untrennbar verbundenen Liebesromanze.«

Der Film von Mike Nichols fand eine erfolglose Fortsetzung als TV-Serie bei NBC. Ebenfalls unter dem Titel *Working Girl* wurde die Serie von April bis August 1990 mit Sandra Bullock in der Hauptrolle gezeigt.⁵² Was 1990 mit dieser Aufstiegsgeschichte nicht gelang, wurde einige Jahre später mit den Serien *Ally McBeal* und *Sex and the City* zu einem großen Erfolg.⁵³ »Am Ende des zwanzigsten Jahrhunderts«, so Verena Mund, haben die Working Girls »kreative, gut bezahlte Jobs, sind keine zwanzig mehr und träumen wieder von Männern.«⁵⁴ In TV-Serien der Jahrtausendwende sind Working Girls Anwältinnen, besitzen eine eigene PR-Agentur oder verdienen ihr Geld in Kunstgalerien und als Journalistinnen. Sie tragen Designer-Kleidung, treffen sich zu Trendsportarten, trinken Cocktails in schicken Bars und beklagen den Verlust der Liebe oder feiern ihre sexuelle Freiheit.

Das Phänomen der Serialität und die Tendenz zur Aufnahme alter Muster zeigt sich nicht nur im Fernsehen, sondern auch in der Literatur, die oft genug die Vorlagen für erfolgreiche Film- und Fernsehformate geliefert hat. Candace Bushnells Kolumnensammlung *Sex and the City* und Helen Fieldings *Bridget Jones Diary* gelten als Gründungstexte einer neuen Literatur:⁵⁵ Chick lit, »hip, smart fiction for women« mit einer Rubrik »working-girl-lit«⁵⁶ oder gleich »the new breed of light, commercial urban-working-girl-looking-for-love novels«.⁵⁷ Chick lit ist eine anglo-amerikanische Erfindung, eine neue Form der Genre-Literatur, die meist am bonbonfarbenen Cover, häufig mit einer verspielten Zeichnung und Schnörkelschrift versehen, erkennbar ist. Als eines der erfolgreichsten

⁵² *Working Girl* (TV-Serie NBC 1990, Regie: Matthew Diamond).

⁵³ *Ally McBeal* (TV-Serie Fox 1997–2002, Erfinder: David E. Kelley); *Sex and the City* (TV-Serie HBO 1998–2004, Erfinder: Darren Starr).

⁵⁴ Mund: Arbeitstitel (Anm. 51), S. 42.

⁵⁵ Candace Bushnell: *Sex and the City*. New York/Boston: Warner Books 1997; Helen Fielding: *Bridget Jones Diary*. London: Picador 1996.

⁵⁶ Vgl. <http://chicklitbooks.com/sub-genres/working-girl-lit/> [28.3.2007].

⁵⁷ So Cris Mazza, die den Begriff »chick lit« als ironische Persiflage eingeführt hatte, bevor er zu einem marktgängigen Erfolgskonzept wurde: <http://www.electronicbookreview.com/thread/writingpostfeminism/exemplary> [28.3.2007].

Genres populärer Gegenwartsliteratur wird es von seinen Kritikerinnen mindestens für die affirmative Rückkehr zum Patriarchat manchmal auch für den Untergang der amerikanischen Kultur verantwortlich gemacht.⁵⁸ Verteidigerinnen des Genres berufen sich demgegenüber nicht so sehr auf Plot oder Themen, sondern auf den Stil als spezifisches Kriterium – Chick lit ist deine Freundin: »Well, it's all in the tone. Chick lit is told in a more confiding, personal tone. It's like having a best friend tell you about her life.«⁵⁹ Working Girls, das sagt diese Literatur, wenn sie ein kollektives Publikum intim adressiert, sind wir jetzt alle, Mädchen.

Nach der Aufwertung und Popularisierung des Girl in den 1990er Jahren durch Riot Grrrls und Girlpower und vor dem Hintergrund der genannten Serien, Filme und Bücher, ist ›Working Girl‹ in der Gegenwart auch zum Indikator einer glamourösen Weiblichkeit geworden. Die New Yorker Modemacherin Diane von Fürstenberg nutzt den Begriff als Titel ihrer Herbst-Winter-Kollektion 2006/7 – »sharp, little forties suits in houndstooth knits – think sexy secretary«.⁶⁰ Die Runway-Show beginnt mit einem Zitat aus Mike Nichols' *Working Girl*-Film, gesprochen von einer »sexy Frauenstimme«:⁶¹ »I have a head for business, and a body for sin.« In dem an die Modejournalisten verteilten Informationsmaterial skizziert von Fürstenberg ihre Sicht des Working Girl: »she's active, in charge of her life and she's in the driving seat«,⁶² dabei bleibe sie verführerisch »every day, all day«.⁶³

Befragt, ob sie nur mit Frauen zusammenarbeite, antwortet von Fürstenberg: »In this office, it's 97 percent women, and most of the men drive and clean.« »That's fantastic!« ruft die Journalistin, darauf Fürstenberg: »It's not true. [Laughs]«.

⁵⁸ Vgl. http://www.weeklydig.com/arts/articles/chick_lit_is_hurting_america [28.3.2007].

⁵⁹ <http://chicklitbooks.com/whatis.php> [28.3.2007].

⁶⁰ <http://www.style.com/fashionshows/collections/F2006RTW/review/DVFFURSTE> (28.3.2007). Diane von Fürstenberg, die Erfinderin des *urap dress* als femininisierte Variante weiblicher Bürokleidung, ist selbst als »the poster child for the forward-thinking ›working girl‹ since her debut in the early 1970s« bezeichnet worden. Evelyn Rusli: Diane Von Furstenberg, <http://www.dailyprincetonian.com/archives/2006/02/23/arts/14597.shtml> [28.3.2007].

⁶¹ <http://www.vogue.de/vogue/1/content/07389/5/index.php> [28.3.2007].

⁶² Samantha Critchell: Work it your Way. Soft Suits, Skirts, Dresses, Can Mean Business [22.9.2006], zit. nach <http://www.canada.com/topics/lifestyle/style/story.html?id=d97a7352-3bec-476c-a37e-58cfe60eaa8d&ck=10664> [28.3.2007].

⁶³ Gia Kourlas: Diane von Furstenberg. The Fashion Icon Has a New Title on Her Stylish Résumé: President, in: Time Out New York 568 (17. -23. August 2006), zit. nach: http://www.timeoutny.com/newyork/Details.do?page=1&xyurl=xyl://TONYWebArticles2/568/hot_seat/diane_von_furstenberg.xml [28.3.2007].

Arbeit, Liebe und Geschlechterdifferenz

Über die wechselseitige Konstitution von Tätigkeiten und Mitgliedschaften

STEFAN HIRSCHAUER

Für uns Heutige kann der Begriff ›Working Girl‹ zunächst so klingen, als bezeichne er einen Fall von Kinderarbeit. Dass Kinder arbeiten, stellt in den reichen Gesellschaften mit ihrer kulturell etablierten ›Kindheit‹ ein begriffswürdiges Skandalon dar. Es fragt sich daher, was eigentlich das Phänomenale am Phänomen der Working Girls war, als man Ende des 19. Jahrhunderts begann, berufstätige Frauen so zu bezeichnen. Zur Beantwortung dieser Frage muss man das Phänomen in den Kontext jener Teilungslinien eintragen, die schon mit seiner sprachlichen Fassung angesprochen sind: die Teilungen der Arbeit und der Geschlechtsklassen. Ich werde dabei der in den Gender Studies entwickelten Grundvorstellung folgen, dass die Geschlechterdifferenz sich nicht von selbst versteht, sondern kulturell aufrechterhalten wird. Ich fokussiere also statt der historisch relativ jungen Klasse der Angestellten die kulturhistorisch alten Geschlechtsklassen. Was könnten die Working Girls mit der Labilisierung und Stabilisierung dieser Klassen zu tun haben? Ich werde diese Fragestellung in fünf Annäherungen verfolgen, deren Ausgangspunkte sich immer weiter von den Working Girls entfernen. Am Ende hoffe ich, besser zu verstehen, was es mit diesem sozialen Typus auf sich hat.

1. Geschlechtliche Arbeitsteilung

Eine Gesellschaft, die (neben vielen anderen Geschlechtstypen) einen Typus ›Working Girl‹ hervorbringt, formuliert mit diesen zwei sprachlichen Kategorien etwas über die Geschlechterdifferenz und darüber, was sie unter Arbeit versteht. Ähnlich wie beim *material girl* und beim *bad girl* der *uns* erinnerlichen Zeit liegt der mit dem Begriff beanspruchte Informationswert offenbar in einem semantischen Gegensatz, in der Feststellung eines erstaunlichen Attributs: dass diese Frauen arbeiten! – Natürlich, so beschwichtigt sich die Formel gleichsam selbst, handelt es sich auch nicht um Frauen im vollen Wortsinn, sondern um Wesen, die das Frau-sein eigentlich erst noch vor sich haben: um Girls halt, ›junge Dinger‹

also, deren Körper und Charakter noch gar nicht voll in die biografische Hochkonjunktur ihrer Geschlechtlichkeit gelangt ist.

Abgesehen von dieser Relativierung durch die Altersunterscheidung scheint der Begriff aber einen Widerspruch zum Ausdruck zu bringen. Er wurde offenbar empfunden zwischen der ›nicht-arbeitenden‹ Bürgersfrau bzw. deren Töchtern und der männlichen ›Welt der Arbeit‹, die zu betreten sich diese anschickten. Die nahe liegendste soziologische Kontextualisierung des Working Girl liegt also darin, die Genese dieses Frauentypus auf die geschlechtliche Arbeitsteilung des Bürgertums zu beziehen. Es ist bereits viel gesagt worden über diese Struktur.¹ Zum einen ging es um die Stilisierung einer bestimmten Tätigkeit, der Erwerbstätigkeit, als ›Arbeit‹ im eigentlichen Sinne und um die Abwertung einer anderen, der Haushaltstätigkeit als Nicht-Arbeit bzw. um ihre Bemäntelung als Liebesdienst. Das Bürgertum konstituierte seine Distinktion als Klasse über den Luxus der scheinbar untätigen Hausfrau. Bekanntlich war diese Untätigkeit für die Bürgerin nicht ohne inszenatorische Mühen zu haben: Die Beschränkung auf reine Repräsentation verlangte von ihr auch ein Unsichtbarmachen der Arbeit, die in Haushalt und Familie so anfällt.

Zum anderen unterliegt den Working Girls die ebenso viel diskutierte Struktur einer Zuweisung der so differenzierten Erwerbs- und Hausarbeit an je eine Geschlechtsklasse. Die geschlechtliche Arbeitsteilung in ihrer neuen, im 19. Jahrhundert drastisch zugespitzten Form ist samt ihrer Begründungsmuster als kulturelles Vehikel der Schaffung von sozialer Ungleichheit identifiziert worden. Und das Thema bestimmt nach wie vor unsere politische Tagesordnung.

Vor diesem doppelten historischen Hintergrund der Distinktion von Erwerbsarbeit und der Zuweisung von Hausarbeit an Frauen erscheint das Working Girl auf den ersten Blick als Protagonistin einer beginnenden Rücknahme der Differenzierung von Erwerbs- und Familienleben. Diese Wahrnehmung wird durch zwei Aspekte nahe gelegt: zum einen durch eine gesteigerte Mobilität von jungen Frauen. Sie bleiben nicht zu Hause, sie brechen auf, erwerben Einkommen und gewinnen Initiative auf dem Heiratsmarkt. Dieses Image stiftet auch einen zwanglosen semantischen Zusammenhang mit der Prostitution. Auch die Vertreterinnen des ›ältesten Gewerbes‹ entfalten seit jeher eigenständige sexuelle und wirtschaftliche Aktivitäten und unterhalten massenhaft soziale Kontakte außerhalb des Privattraums. Man könnte sagen, mit dem Working Girl beginnt eine kulturelle Normalisierung dieser Lebenschancen für Frauen.

¹ Inzwischen klassisch: Karin Hausen: Die Polarisierung der ›Geschlechtscharaktere‹ – Eine Spiegelung der Dissoziation von Erwerbs- und Familienleben, in: Werner Conze (Hg.): Sozialgeschichte der Familie in der Neuzeit Europas. Stuttgart: Klett 1976, S. 363–393.

Zum anderen erscheint als Entdifferenzierung der bürgerlichen Weltentrennung eine neue Gelegenheitsstruktur für die heterosexuelle Paarbildung. Mit dem Working Girl wird der Arbeitsplatz zur Lokalität des Heiratsmarktes. Diese Lokalität bietet für die kulturelle Entfaltung romantischer Liebe einen besonderen Vorteil, sie ist nämlich elterlicher Beobachtung entzogen und befördert daher die von der modernen Liebessemantik geforderte autonome Partnerwahl. Die offene Konkurrenz beim ›Männerfang‹ tritt an die Stelle der elterlichen Keuschheitskontrolle. Umgekehrt gilt natürlich auch für die Männer, dass die Working Girls ein Thema an den Arbeitsplatz bringen, das zuvor durch einfache räumliche Segregation von ihm ferngehalten wurde – ähnlich wie an Schulen vor Beginn der Koedukation. Dieses Thema der Paarbildung trägt einerseits neue Relevanzen in den Arbeitsalltag – der Flirt gibt dem Dienstgeschäft einen privaten Anstrich –, andererseits verlangt es nach dem Ende der schlichten Segregation nach neuen Formen der Distinguierung von Dienstlichem und Privatem. Unsere ›sexuelle Belästigung am Arbeitsplatz‹ ist hier nur der offenkundigste Störfall. Erving Goffman² sah Ende der 70er Jahre geradezu eine strategische Bestückung von männerdominierten Berufen mit Frauen, deren gepflegtes Äußeres einer zweifachen Funktion diene: der Repräsentation von Arbeitsorganisationen und der Verbesserung der ›Angebotsseite‹ auf dem Heiratsmarkt für Männer. Kriegte die Sekretärin den Chef *nicht*, und nahm der sich eine andere, ergab sich eine *doppelte Paarstruktur* von Führungspositionen, in die zur ›Führung‹ strebende Frauen bis heute nicht hineinpassen.

Im Hinblick auf den Heiratsmarkt ist die Alterskategorisierung erwerbstätiger Frauen als Girls bezeichnend. Insofern es sich um Berufe handelte, die typischerweise keine Aufstiegsmöglichkeiten boten und mit einer Heirat aufgegeben wurden, steht das Working Girl für ein spezifisches Muster der kulturellen Passung der Erwerbsbiografie in die Beziehungsbiografie. Betrachten wir dafür einmal den von Ursula Holtgrewe³ untersuchten Fall des ›Frolleins vom Amt‹. Seit dem letzten Drittel des 19. Jahrhunderts wurden ledige Frauen zwischen 18 und 30 Jahren bei der Post in untergeordneten Tätigkeiten eingestellt. Sie wurden ein paar Monate ausgebildet, dann mit Tagegeldern entlohnt und in eine etwa neunjährige Anwärterchaft gestellt, bevor sie planmäßig angestellt wurden. Während das Ende dieser Wartezeit bei männlichen Beamten die berufliche Anerkennung ihres Ernährerstatus bedeutete – es waren dann auch ihre

² Erving Goffman: The Arrangement Between the Sexes, in: Theory and Society 4 (1977), S. 301–331.

³ Ursula Holtgrewe: Die Arbeit der Vermittlung. Frauen am Klappenschrank, in: Hessische Blätter für Volks- und Kulturforschung 24 (1989), S. 113–124.

Familien staatlich zu alimentieren –, stellte sie die Frauen vor eine klare Alternative: Mit der Heirat endete ihr Dienstverhältnis, ohne Heirat gab es den Lebensberuf bei der Post als zölibatäre Beamtin.⁴ ›Vater Staat‹ wartete gewissermaßen ab, ob sich nicht doch noch ein anderer Ernährer fand. Und für die meisten Frauen (etwa 80 %) wurde die Übergangsberufstätigkeit das Standardmodell.

Während die Erwerbstätigkeit und Versorgungsfähigkeit des bürgerlichen Mannes hier wie auch anderswo seine Heiratstauglichkeit *eröffnete*, so *beendete* die Heirat des Working Girl i. d. R. seine Erwerbstätigkeit. Wir haben es also mit komplementären Formen der Synchronisierung von Erwerbs- und Beziehungsbiografien zu tun, die deutlich machen, wie temporär beschränkt die scheinbare Aufhebung der Sphärentrennung war. Das Working Girl war noch lange keine ›berufstätige Frau‹ – zur Frau wurde es erst durch die Ehe –, und es war schon gar keine berufstätige Mutter. Mit der Heirat wurde die geschlechtliche Arbeitsteilung der bürgerlichen Familie restituiert. Es empfiehlt sich daher, den Blick einmal von den jungen Frauen, die im kapitalistischen Sinne ›arbeiteten‹, auf jene hin zu richten, die in den Paarbeziehungen und Haushalten *nicht* arbeiten, das will meinen: die im Sinne des ›Working Girl‹ Tätigkeiten verrichten, die zwar Arbeit machen, aber keine Arbeit *sind*.

2. Exkurs: Hausarbeit als Liebesdienst

Machen wir also als zweite Annäherung einen kleinen Exkurs in die Gegenwelt des privaten Lebens: zur Hausarbeit als Liebesdienst. Dass deren Entwertung ein auch heute noch quicklebendiger Topos ist, ließ sich etwa an einer wöchentlichen Doku-Soap (bis 2004) auf Kabel 1 ablesen: »Schatz, mach Du mal meinen Job!« Ehefrau und -mann tauschen für eine Woche den Arbeitsplatz zu Hause und im Beruf, damit sie bzw. er endlich einmal am eigenen Leibe spürt, was echte Arbeit ist.

Die Soziologie der Paarbeziehung zeigt aber nun, dass es über diese konfliktträchtige Positionszuweisungen hinaus hochgradig kontingent ist, nach welchen Maßstäben Hausarbeit paarintern bemessen wird und in welchem Rahmen sie überhaupt in Tauschrelationen eingeht. Cornelia Koppetsch⁵

⁴ Diese Inklusion als Familiernährer galt freilich nicht für niedere Beamte und Zivilbedienstete (Hanns-Georg Brose/Ursula Holtgrewe/Gabriele Wagner: Organisationen, Personen und Biografien: Entwicklungsvarianten von Inklusionsverhältnissen, in: Zeitschrift für Soziologie 23 (1994), S. 255–274.). Bis ins 20. Jahrhundert hinein schützt sich der Staat vor familialen Versorgungsansprüchen männlicher Beamter mit Heiratsverboten, die schon in ständischen Gesellschaften für Gesellen und Gesinde galten. An diese Tradition knüpft auch das besondere Zölibat für die ersten Beamtinnen an.

sieht die Paarbeziehung im 20. Jahrhundert durch zwei konkurrierende Codes reguliert: den der Partnerschaft und den der romantischen Liebe. Partnerschaft verlangt wie auch sonst in der Gesellschaft nach dem Tausch äquivalenter Leistungen. Sie prämiert Unabhängigkeit und Individualität und setzt auf eine vertragsförmige Reziprozität. Liebe dagegen folgt einer *anderen* Ökonomie, die zuerst Marcel Mauss⁶ beschrieben hat: dem Gabentausch. Liebe realisiert sich durch den Austausch von Geschenken. Sie beruht auf freiwilliger Verausgabung, auf ›Selbsthingabe‹ wie Jean-Claude Kaufmann⁷ formuliert. Die Liebesgabe hat einen symbolischen Wert, sie soll wie andere Geschenke Dankbarkeit und Bringschuld erzeugen, auf den Beziehungssinn verpflichten und Bindungen erneuern. Ihre besondere Funktionsweise verlangt nicht nach Äquivalenz, sondern gerade nach Ungleichheit. Ein Geschenk wird entwertet, wenn es sogleich ›in gleicher Münze‹ entgolten wird. Bei der Gegenleistung geht es darum, dass wir etwas zurückbekommen, beim Gegengeschenk geht es nur darum, dass auch der andere irgendwann etwas *gibt*. Die Ökonomie der Liebesgabe beruht auf dieser notwendigen Vagheit und Unschärfe. Außerdem, so Kaufmann, beruht sie natürlich darauf, dass der andere als geheiligtes Objekt betrachtet wird, dem wir uns opfern.

Der so verstandene Liebescode macht vieles konvertibel: Geschenke, Aufmerksamkeiten, Liebeserklärungen, Schuldgefühle, ›**Streicheleinheiten**‹, aber eben auch Leistungen in Haus- und Erwerbsarbeit. Ihre Bewertung wird in diese Arrangements hineingezogen. Zum Beispiel greift man polternd zum Putzeimer und hofft, dass der andere folgt. Tut er es nicht, hat man ihn wenigstens ins Unrecht gesetzt oder dankbar gemacht – man hat ihn gebunden. Die Strategie der Hingabe liegt darin, Bringschulden zu erzeugen.

Während die soziologische Beobachtung von außen – etwa anhand von Zeitbudgetstudien – immer wieder eine äußerst hartnäckige Ungleichheit in der Hausarbeitsverteilung feststellt,⁸ entwickeln die Paare in ihrer Bin-

⁵ Cornelia Koppetsch: Liebe und Partnerschaft: Gerechtigkeit in modernen Paarbeziehungen, in: Kornelia Hahn/Günter Burkart (Hg.): Grenzen und Grenzüberschreitungen der Liebe. Opladen: Leske & Budrich 1998, S. 111–129.

⁶ Marcel Mauss: Soziologie und Anthropologie, Bd. 2 [1925]. Frankfurt a.M.: Ullstein 1978.

⁷ Jean-Claude Kaufmann: Schmutzige Wäsche. Zur ehelichen Konstruktion von Alltag. Konstanz: Univ.-Verl. Konstanz 1994.

⁸ Studien über die Haushaltsbeteiligung von Männern zeigen ein ähnliches Muster des Re-gendering wie bei der Erwerbsbeteiligung von Frauen (s. 4.). Es gibt geschlechtsindifferente Tätigkeiten und klare Spezialisierungen: Männer bleiben fürs Auto, für den Garten und für Reparaturen zuständig, Frauen wie Männer teilen sich ins Aufräumen, das Einkaufen und Putzen erledigen Männer unter weiblicher Regie. Ein bemerkenswert weibliches Territorium aber bleibt das Waschen, der Umgang mit den Leibeshüllen. Hier gibt es einerseits